

21 Jahre in Costa Rica

Mein Leben in einer
Bananenrepublik

Liam Hartwig

„Im Wald zwei Wege boten sich mir dar, und ich nahm den,
der weniger betreten war.“

Robert Frost

Kapitel 1

Es hatte wieder angefangen, zu schneien. Ich befreite mein Auto vom Schnee, kratzte das Gefrorene von der Scheibe und setzte mich auf einen Fahrersitz, der sich wie aus Eis gemeißelt anfühlte. Meine Finger froren fast am Lenkrad fest. Obwohl ich kaum etwas durch die beschlagenen Scheiben sehen konnte, fuhr ich schnell, damit die Heizung auf Touren kam. Der Winter in diesen Breiten war wahrlich ein Nimmersatt, der sich nicht nur den Frühling und den Herbst, sondern zudem den größten Teil des Sommers einverleibte. Die Natur war scheinot. Die Sonne wie ausgelöscht, nur grau. Ein Grau wie der Rauch, der aus den Schornsteinen aufstieg. Die Zeiten, als ich dem Winter mit Schneeballschlachten, Eishockey spielen, Schlitten fahren oder Schneemann bauen seine hässlichen Seiten nicht krummgenommen hatte, waren lange vorbei. Ein Leben wie in Quarantäne, in hermetisch abgeschlossenen Gebäuden, deren von Heizkörpern erzeugte Wärme meine Lippen mit ihrer Trockenheit aufspringen ließ. Sobald ich mich ins Freie wagte, versuchte ich, mich mit einem künstlichen Fell aus dickem Pulli und Winterjacke vor den frostigen Temperaturen zu schützen. Es war zwecklos. Die Kälte drang hinterlistig über die Sohlen meiner Schuhe in meine Füße, von wo aus sie erbarmungslos in meinen restlichen Körper fuhr. Sie legte sich auf mein

Gesicht, zerrte an meinen Ohren und marterte mit brennendem Glühen meine Finger. Meine wachsende Frustration basierte nicht allein auf dem rauen Klima. Die zahlreichen Fernreisen der letzten Jahre hatten mir vor Augen geführt, wie viele Aspekte des Daseins mir die germanische Lebensform verwehrte. Mein Fluchtversuch aus der erstickenden Enge der bayerischen Provinz durch meinen Umzug nach München war gründlich misslungen. Ernüchternd musste ich feststellen, dass sich die Landeshauptstadt in ihrer biederen Denkweise kaum von der eines Dorfes unterschied. Ein Millionendorf, das einer selbstherrlich geführten Seniorenresidenz ähnelte, in der nichts passieren durfte, was nicht vorher undurchlässige bürokratische Hürden überwunden hatte. Überhaupt sorgten autoritäre Strukturen im ganzen Land mit 400.000 Gesetzen und Verordnungen, 20 Millionen Schildern und 80 Millionen Hilfspolizisten dafür, dass ich mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, ständig bevormundet zu werden, und zudem ein Zuviel an Intoleranz, Sachlichkeit, Effektivität und Funktionieren müssen mein Gefühl, wirklich am Leben zu sein, empfindlich minderte. Ein zum Gähnen von Krämerseelen glatt gebügeltes Land, in dem sich unter keinen Umständen Unerwartetes ereignen durfte. Ein Land, so eintönig wie ein Telefonbuch. Die allumfassende Obrigkeit in meiner Heimat wirkte auf mich wie ein paranoider Diktator, der glaubte, alles kontrollieren zu

müssen, aus Angst, ihm könnte sonst alles entgleiten. Ich fragte mich, wie es möglich war, einen Staat, in dem mir Verordnungen vorschrieben, welches Grün in meinem Garten wachsen durfte, welche Farbe und Form das Haus haben musste, mit einem freien Land zu verwechseln.

Sogar das Baden unterlag dem Ordnungswahn und beschäftigte unzählige Richter, weil sich irgendein überempfindlicher Rechthaber vom Plätschern des Wassers der Dusche des Nachbarn nach 22:00 Uhr gestört fühlte. Wann war in der Geschichte unserer Nation die Verhältnismäßigkeit und Gelassenheit abhandengekommen?

Nicht einmal Straßenmusiker entgingen dem Kontrollwahn der Amtsstuben. In München mussten sich die Straßenmusikanten von Beamten casten lassen, bevor sie eine Genehmigung erhielten, auf öffentlichen Plätzen musizieren zu dürfen. Wie schafften es bloß Menschen mit solch gravierenden Hirnerkrankungen in den höheren öffentlichen Dienst? Wehe, Kinder wagten es, im Hof des Mietshauses außerhalb genehmigter Zeiten zu spielen, oder jemand erlaubte sich, ein Schild zu ignorieren, oder ein Blatt erdreistete sich, über den Zaun des Nachbarn zu wachsen. Dann wurde sofort losgebellt oder die Polizei gerufen. Etwas in mir schrie: *Macht euch doch mal alle ein wenig locker!* Niemand hörte mich.

Der tschechische Philosoph und Wissenschaftler Vilém Flusser beschrieb Patriotismus als ein Gefühl, das über alles

hinwegsehe, was im Argen liege. Vielleicht lag es auch an mir, vielleicht war ich einfach zu wenig Patriot.

Wir schrieben das Jahr 1997. Ich musste hier raus, und wenn es nur auf Zeit war! Gut, dass meine Freundin Julia die Dinge genauso sah. Ohne irgendeinen Gedanken an die Konsequenzen zu verschwenden, entschlossen wir spontan, zu einer zwei Jahre dauernden Entdeckungsreise durch Südamerika aufzubrechen. Ich kündigte nach fast neun Jahren meinen Job bei den Bavaria Filmstudios und Julia schmiss ihre Beamtenstellung bei der Deutschen Post samt Pension hin. Zugleich lösten wir unsere Wohnung auf.

Der Linienflug der Iberia brachte uns nach Lateinamerika, genauer gesagt nach San José, Costa Ricas Hauptstadt. Wir betraten kein Neuland. Bereits zwei Jahre zuvor hatten wir in dem mittelamerikanischen Staat eine fabelhafte Zeit verbracht. Die erste Nacht in San José schliefen wir in einem lausigen Hotelzimmer, dessen Wände nur aus dünnem Sperrholz bestanden. In dem Loch ohne Fenster befand sich nichts als ein verlorenes Bett. Das verdreckte Gemeinschaftsbad teilten wir uns mit den anderen Gästen. Lautes Husten, Schnarchen, trampelnde Schritte, zuge-schlagene Türen, Stimmen und der Jetlag raubten mir in dieser Nacht den Schlaf. Am nächsten Morgen machten wir uns Richtung karibische Küste auf. Puerto Viejo mit seiner relaxten Atmosphäre erschien uns der richtige Ort, um ein

wenig die Seele baumeln zu lassen und darüber hinaus ein wenig Spanisch zu büffeln, bevor wir uns weiter in die südlicheren Gefilde Lateinamerikas vorwagten. Wenige Kilometer hinter San José tauchte der Bus in eine dunkle feuchte Röhre. Gleich nach dem Tunnel begann der National Park Braulio Carrillo. Die Straße schlängelte sich durch Berge und Schluchten, deren Felswände ein dichter grüner Teppich aus unzählbar verschiedenartigen tropischen Pflanzen bedeckte. An der unmittelbar an den Gebirgspass angrenzenden Felswand rieselten unzählige Miniaturwasserfälle hinab. Sobald wir die 1.170 m Höhenunterschied bewältigt hatten, schlug die zuvor angenehm kühle Temperatur des Hochlandes in eine drückende, schweißtreibende tropische Schwüle um. Nicht enden wollende Plantagen voller Bananenstauden oder Ananas bestimmten von jetzt an das Bild im karibischen Tiefland. Dann erreichten wir die Provinzhauptstadt Limón. Die Bevölkerung dieser Region bestand überwiegend aus Afro-Costa-Ricanern. Die Apartheid hatte vor nicht allzu langer Zeit auch hier ein Volk getrennt. Den Menschen mit dunkler Haut untersagte bis 1949 ein Gesetz, die Provinz Limón zu verlassen. Gleich hinter der Provinzhauptstadt verlief die Straße parallel zum Meer. Zahllose Palmen entlang der Fahrbahn standen Spalier. Immer wieder überquerten wir abenteuerlich anmutende Brücken. Vereinzelt tauchten inmitten der

üppigen Vegetation armselige Hütten auf. Schließlich verließ der Bus die löchrige Teerstraße und rumpelte die letzten 7 km zu unserem Ziel über eine holprige unbefestigte Straße, die nach 5 km auf eine lang gezogene Bucht mit einem schwarzen Sandstrand traf, der sich bis zum Ortsanfang hinzog. Dort lag etwas in Schiefelage eine vom Rost gezeichnete ehemalige Bootsanlegestelle. Die Natur hatte sich seit Langem des schwimmenden Alteisens bemächtigt und es mit einem westindischen Mandelbaum und anderem Grünzeug in eine kleine künstliche Insel verwandelt. Fischer warfen von dort aus ihre Angelschnüre ins Wasser und Kinder sprangen johlend und kichernd von der Plattform ins 28 Grad warme karibische Meer. Der Bus überquerte eine letzte Brücke, dann waren wir in Puerto Viejo. Als ob er sich abgrenzen wollte, änderte der Strand im Dorf seine Farbe von Schwarz in Weiß. Palmen und westindische Mandelbäume in Hülle und Fülle spendeten Schatten, der für etwas Schutz vor der glühenden Sonne sorgte. Die Ansiedlung lag eingebettet zwischen mit dichter Vegetation bewachsenen Hügeln, dem Strand und dem Meer. Es war nicht schwer nachzuvollziehen, was Kolumbus vor mehr als 500 Jahren dazu verleitet hatte, dieses Land Costa Rica (Reiche Küste) zu nennen. Um vor Überschwemmungen in der Regenzeit sicher zu sein, thronten die meisten der Behausungen auf Stelzen aus Holz. Die in Türkis, Rosa

oder Blau bemalten Holzhäuser zeugten von Lebensfreude. Unbefestigte Dorfstraßen verströmten Staub und gleichzeitig etwas Uriges. Costa Rica ist mit dem Karibischen Meer und dem Pazifischen Ozean ein mit zwei Meeren gesegnetes Fleckchen Erde. Julia und ich hatten uns bewusst für die Karibikküste entschieden. Unsere Rundreise zwei Jahre zuvor hatte uns ebenso an die Pazifikküste gebracht. Dort hatte uns eine gänzlich andere Welt erwartet. Im Unterschied zu der karibischen Küstenregion, wo die bunten Bretterbuden alles ein wenig provisorisch anmuten ließen, erwies sich das touristische Angebot am Pazifik konstruierter, weniger authentisch. Ein internationaler Flughafen in der Stadt Liberia lockte mit Charterflügen aus den USA eine Unmenge übergewichtiger Urlauber mit Rollkoffer an, die mit ihren Dollarscheinen Einheimische dazu brachten, sich in ihrem eigenen Land fremden Kulturen anzupassen. Von solchen Verzerrungen war in der Karibik nicht einmal im Ansatz etwas zu spüren.

Kapitel 2

Im Grunde hatte sich nicht viel getan seit unserem letzten Aufenthalt. Unverändert lag der Charme des karibischen Dorfes Puerto Viejo in der atemberaubenden Natur und der wohlthuenden Unbeschwertheit der Menschen. Die hauptsächlich aus Schwarzen bestehende Bevölkerung vermittelte jedem Fremden sofort das Gefühl, willkommen zu sein. Die Einheimischen geizten nie mit ihrem freundlichen Lächeln und grüßten uns und jeden anderen, der ihnen über den Weg lief, mit einem „Okay“, „Bueno“ oder „Alright“. Ihr kreolisches Englisch klang dabei ein wenig so, als wäre ihnen die Zungenspitze abhandengekommen. Die Ahnengalerie der Anwohner bestand aus einer Collage von Menschen mit dunkler Hautfarbe aus den verschiedensten Regionen der Karibik, hauptsächlich jedoch aus Jamaika, Panama und Nicaragua. Bereits lange bevor die Siedler mit afrikanischen Wurzeln die südliche Karibik Costa Ricas für sich entdeckten, waren die Ureinwohner der indigenen Stämme Bri-Bri und Cabécar in dieser Gegend beheimatet gewesen. Im Laufe der Zeit entdeckten zusätzlich einige spanischstämmige Costa Ricaner aus allen Ecken des Landes diese paradiesische Region für sich. Darüber hinaus hatte sich hier in den letzten Jahren eine überschaubare Anzahl an Südamerikanern, Europäern und Amis niedergelassen. Die ersten Nächte schliefen wir in einer

Cabina, was auf Deutsch so viel wie einfaches Zimmer bedeutete. Die in eine Plastikhülle gewickelte durchgelegene Matratze bohrte mir während des Schlafs ihre Metallfedern in den Rücken. Wie in den meisten Unterkünften in der Gegend sprudelte im Bad nur kaltes Wasser aus der Dusche. Bei den tropischen Temperaturen störte uns das nicht wirklich. Um 06:00 Uhr morgens begannen eine Kreissäge und zwei überdimensionale mannshohe Boxen, aus denen Reggae hallte, einen Wettstreit um die Trophäe des Dezibelkönigs. Die Speaker hatten bei Weitem die Nase vorn. Wir genossen trotz der Schallemissionen unseren Aufenthalt in dieser ansonsten extrem relaxten Atmosphäre. In dem Dorf am Rande der bevölkerten Welt schienen die Konflikte und Probleme der Menschheit plötzlich so belanglos und fernab, dass es mir so vorkam, als hätte ich mich gerade eines viel zu schweren Rucksacks entledigt.

Da wir beschlossen hatten, ein wenig länger hierzubleiben, machten Julia und ich uns auf die Suche nach einem Haus. Da weder ein Immobilienmakler noch eine Zeitung mit Vermietungsanzeigen existierten, erkundigten wir uns bei allen möglichen Leuten nach etwaigen Objekten. Jemand empfahl uns, den Besitzer eines Cafés zu fragen. Roldan erwies sich als äußerst zuvorkommend und nett. Er führte uns zu einer 20 m² kleinen Hütte am Rande des Dorfes, gleich hinter dem Fußballplatz. Die Behausung bot nicht viel, bestand im Grunde

nur aus einem Zimmer mit Bad. Auf einem Brett in einer Ecke der mit Sperrholz verkleideten Wände stand ein Gasherd, der zusammen mit der Spüle und einem verrosteten Kühlschrank als Küche fungierte. Ansonsten bestand die spärliche Einrichtung aus einem Minitisch mit Hockern für Zwerge und einem Bett. Die zwei viel zu schwachen Glühbirnen schafften es nachts kaum, genügend Licht ins Dunkel zu bringen. Summa summarum stellte die Hütte eine ziemlich spartanische Behausung dar, aber für ein paar Wochen sollte sie es tun. Wir mussten auch haushalten, je sparsamer wir lebten, desto länger konnten wir unterwegs sein, und die Miete von 250 \$ pro Monat schien uns überaus erschwinglich. Nach dem Einzug unternahmen wir einen Spaziergang. Am Strand half eine karibische Brise, die drückend feuchtwarmer Hitze auf ein erträgliches Maß zu dimmen. Palmen schwangen betulich im Wind und am Boden lagen überall Kokosnüsse verstreut. Parallel zum Meer führte ein Pfad durch tropisches Dickicht. Vieles aus der opulenten Vegetation kannte ich als Topfpflanzen, nur hier begegneten sie mir in einer beträchtlich überdimensionierten Version, manche davon so riesig wie Bäume. Über uns, hoch oben, bildeten Zweige und Blätter ein grünes Dach. Unaufhörlich entdeckten wir Neues. Kleine orange Krebse flüchteten hektisch vor uns, sobald wir uns näherten. Eine Eidechse huschte über einen Baumstamm. Wir sahen ein Faultier lustlos in einem Baum hängen. Brüllaffen warnten ihre

Artgenossen mit ohrenbetäubendem Geschrei. Horden von schwer mit Blättern beladenen Blattschneideameisen kreuzten unseren Weg. Ich erinnerte mich daran, was im Reiseführer stand. Auf einer Fläche von 51.100 km², die ca. 0,03% der gesamten Erdoberfläche dieses Planeten ausmachte, drängten sich in Costa Rica mehr als 500.000 Arten von Flora und Fauna. Diese Artenvielfalt entsprach ungefähr einem Anteil von 5% der kompletten Biodiversität unserer Welt. Es war fraglos eine Offenbarung, diese Statistik in natura erleben zu können. Nach 15 Minuten erreichten wir den weitläufigen goldgelben Strand, den jeder hier unter dem Namen Beach Break kannte. Den Namen verdankte der Küstenstreifen einer nicht weit im Meer liegenden steil ansteigenden felsigen Insel, die dem Ganzen ein eigenes unverwechselbares Gesicht verlieh. Überdies komplettierten Palmen im Überfluss das Bild eines perfekten karibischen Strandes. Surfer balancierten auf Wellen im türkisblauen Wasser. Bekiffte Rastafaris mit roten Augen erholten sich vom Nichtstun im Schatten. Ein paar Touristen tankten Sonne. Wenn das hier nicht der Garten Eden war, wo war es sonst? Es lohnte sich auf alle Fälle, nicht mehr danach zu suchen.

Beschwingt vom Wunder der Natur schlenderten Julia und ich zurück ins Dorf. Unser Bestand an Bargeld bedurfte einer dringenden Neubelebung. Sich einfach am Geldautomaten mit der Bankkarte Geld zu ziehen, war damals ein Ding der

Unmöglichkeit. Im Jahr 1997 gehörte es zum Alltag eines jeden Reisenden, umständlich Travellerschecks in einer Bank zu wechseln. Wir machten uns daher auf die Suche nach einer Gelegenheit, unsere Reiseschecks in die Landeswährung Colón umzutauschen. Die nächste Bank befand sich im 16 km entfernten Bri-Bri, blöderweise fuhr der Bus dorthin nur sporadisch. Zum Glück bot ein direkt am Meer gelegenes Gemischtwarengeschäft an, Reiseschecks gegen ein kleines Aufgeld in Colones zu wechseln. Der Laden, den jeder aufgrund der ethnischen Herkunft des Besitzers nur Chino nannte, stand auf angefaulten 1,50 m hohen Holzstelzen. Eine gefährlich anmutende schiefe Treppe führte steil auf die aus groben Bohlen zusammengenagelte Veranda. Die Wände des Gebäudes bestanden aus ungehobelten, mit blauer Farbe bemalten Brettern. Es herrschte ein pausenloses Kommen und Gehen. Schmuckverkäufer offerierten ihre selbst gebastelten Waren auf der Veranda vor dem Geschäft. Ein betrunkenere Ureinwohner, aufgrund eines fehlenden Gens benachteiligt im Abbau von Alkohol, lag in einer Ecke und ein Stammesbruder lallte neben ihm vor sich hin. Übercoole Rastas, die mit ihren dicken Dreadlocks Bob Marley zu imitieren versuchten, zottelten herum, fortwährend auf der Suche nach dem nächsten Deal oder einer Touristin, die sie anbaggern konnten. Der Chino verfügte daneben mit seinem roten englischen Telefonhäuschen über einen der drei äußerst begehrten Fernsprecher im Ort. Julia und ich

wechselten unsere Reiseschecks. Mit den Devisen kauften wir uns postwendend zwei Flaschen Pilsen Bier. Der Krämerladen war das einzige Geschäft im Dorf mit einer Lizenz für den Alkoholverkauf. Berauschemd stand der Chino scheinbar offen gegenüber. Ein selbst gemachtes Schild über der Kasse ließ mich grinsen: „Driinnen ist Marihuana rauchen nicht erlaubt, draußen ja!“ Mit dem kühlen Bier setzten wir uns auf eine der zwei krummen Holzbänke, die sich auf der Veranda vor dem Eingang des Ladens befanden. Hier konnten wir wunderbar das bunte Treiben beobachten und dabei unseren Blick über das nur einen Steinwurf entfernte Meer und den kilometerlangen Strand schweifen lassen. Inzwischen zeigte meine Uhr 17:30. Dies bedeutete, der Tag neigte sich dem Ende zu. Anders als bei den auf Urlaubsprospekten oft eintönig dargestellten Sonnenuntergängen, bei denen eine rote Kugel im Wasser versank, verschwand hier die Sonne hinter den Bergen. Davor jedoch verwandelte sie die Wolken und das Meer in ein feuriges Panorama aus verschiedenen Rottönen, vermischt mit Silber, Türkis und dem Grün des Wassers. Jeder Sonnenuntergang war hier ein Unikat, denn am nächsten Tag würde die Sonne ihre Kreation in völlig andere Farben tunken.

Der Parquecito (kleiner Park) befand sich zentral gelegen am Dorfstrand. Dort saßen die Einheimischen meist unter sich auf Baumstümpfen oder auf aus groben Brettern zusammengesetzten schiefen Bänken. Hier lagen auch die Einbaumboote der

Fischer, die ihren Fang gleich vor Ort verkauften. Gegenüber befand sich das Restaurant Parquecito, das wir aufsuchten, um unseren aufkommenden Appetit zu stillen. Das Lokal versprühte mit seinem rustikalen karibischen Stil Natürlichkeit. Die Holzpfiler aus geschälten Bäumen, die das Blechdach trugen, und Begrenzungen aus Bambus um das Lokal herum verliehen dem Primitiven Flair. Aus den Boxen lachte Reggae, der es sogar schaffte, nachts die Sonne scheinen zu lassen. Passend dazu schwängerten zahllose Marihuanawolken mit süßlichem Aroma die Luft. Die Gäste und leider auch das Personal bewegten sich im Zeitlupentempo. Das Wort Stress besaß in dieser abgelegenen Ecke des Planeten keinerlei Bedeutung. Wie schon zuvor beim Chino trafen Julia und ich im Parquecito auf eine bunte Mischung an Menschen unterschiedlichster Herkunft und Hautfarbe. Leute in kurzen Shorts oder Bermudas, mit nackten verschwitzten Oberkörpern, manche barfuß, andere in Flip-Flops, jedoch niemand, dessen Füße in Socken oder Schuhen steckten. Keiner hier wäre auch nur im Traum auf die Idee gekommen, sich aufzudonnern oder sich nach irgendeinem Modetrend zu richten. Das tropische schwüle Klima und das Fehlen von Klimaanlage hielten Anzugträger und Frauen, die ihre wahre Identität hinter Make-up, Lippenstift oder Wonderbras versteckten, von diesem abgelegenen Paradies so weit entfernt wie die Sahara Wasserbüffel. Verglichen mit dem Land der Richter und Lenker wirkte das Zusammenleben der Menschen in Costa Rica auf

mich wie ein Gegenbild. Es hatte den Anschein, als seien sämtliche zwischenmenschliche Eigenheiten auf den Kopf gestellt. Es galten andere Maßstäbe. Es zählte, *wie* du warst, bei Weitem mehr als das, *was* du warst. Jeder sprach mit jedem, unverstellt, ohne jede Distanz, fast wie kleine Kinder, frei von Wertung und Vorurteilen. Lebenslust und Gefühle drängten das Rationelle in den Hintergrund. Äußerlichkeiten, Statussymbole, Herkunft, Hautfarbe, Alter, Religion, Besitztümer, beruflicher Werdegang, Bildung oder Förmlichkeiten hatten in dieser Abgeschiedenheit so viel Bedeutung wie Glasperlen als Zahlungsmittel an der Wall Street. Eine Gegenwelt für all jene wie mich, die sich nicht unterordnen wollten, die nicht dafür gemacht waren, alles zu schlucken, was Autoritäten und Bürgerlichkeit ihnen aufbürdete, und zudem dem Konsumwahn und dem Raubtierkapitalismus wenig abgewinnen konnten. Mit anderen Worten, ich befand mich in einem Refugium für Utopisten.

Kapitel 3

Nach einem Monat „Laid-Back“-Leben riss mich ein Wetterumschwung unsanft aus der karibischen Träumerei. Hämmernnd schlugen übergewichtige Regentropfen auf unser Blechdach, die lärmten, als wären sie in Wahrheit Tischtennisball große Hagelklumpen. Um uns zu unterhalten, waren Julia und ich dazu gezwungen, unsere Stimmen auf militärische Dezibelwerte anzuheben. Der endlose Regen erzeugte eine extreme Luftfeuchtigkeit von knapp unter 100 %. Nach einigen Tagen fingen die Klamotten an, muffig zu riechen. Eine Schicht aus Schimmel überzog alles Organische und verschonte dabei ebenso wenig Leder. Gewürze und Lebensmittel, die sich nicht im Kühlschrank befanden, rochen modrig und waren reif für die Mülltonne. Bei dem Versuch, den Gasofen anzuzünden, zerbröselten die roten Köpfchen der Zündhölzer, als seien sie aus Knäckebrötchen. Unsere Matratze war klamm und muffelte scheußlich. Sogar aus den Büchern kroch mir dieser unangenehme faulige Geruch in die Nase. Fotos verblassten, die Schrift von Faxdokumenten löste sich in nichts auf. Elektronische Geräte gaben den Geist auf. Wunden heilten nicht mehr zu und jeder kleine Kratzer entzündete sich. Wege und Straßen standen unter Wasser oder waren so matschig, dass gar nicht daran zu denken war, ohne Gummistiefel das Haus zu verlassen. Der Niederschlag wollte nicht

enden. Dann endlich, nach vier Wochen, hatte sich die dicke grauschwarze Masse am Himmel verflüssigt. Durch die Netzhaut gelangten die ersten Sonnenstrahlen in die Zirbeldrüse. Neurotransmitter wurden ausgeschüttet und Melatonin zurückgefahren. Die Atemfrequenz erhöhte sich und ein Gefühl des Glücks ließ die Widrigkeiten der zurückliegenden Wochen vergessen. In kürzester Zeit verdunstete die Sonne alles Nass, wobei die dadurch entstandene dampfende Hitze bei der kleinsten Bewegung von mir Sturzbäche von Schweiß auslöste. Die in mir wachsende Erkenntnis, dass in einem Paradies wie diesem nicht alles himmlisch war, beruhte nicht nur auf den klimatischen Extremen. Ein weiteres Manko waren Bataillone von Moskitos, die nie genug von meinem Blut zu bekommen schienen. Zudem nervte eine genauso große Anzahl an Ameisen, die sich in jeder Größe präsentierte. Winzig genug, um durch Schraubverschlüsse von Gläsern zu kriechen. Oder so groß, wie die bis zu 25 mm große Bullet-Ant (tropische Riesenameise), deren Giftstich als der schmerzhafteste aller Insektenstiche galt. Ein kleiner Brotkrümel reichte aus, um schlagartig eine Angriffswelle einer Legion von Ameisen ins Rollen zu bringen. Die einzige Möglichkeit, sich die Insekten halbwegs vom Hals zu halten, ohne dabei das Haus in eine Giftwolke aus Pestiziden zu hüllen, bestand darin, ihnen keine Nahrung zu offerieren. Dies zwang uns zur absoluten Sauberkeit. Sofortiges Wischen und das Spülen von

Töpfen und Pfannen unmittelbar nach dem Gebrauch waren ein Muss, denn schon allein die Reste von Bratfett genügten, um das Begehren der gierigen Ameisen zu entfachen. Daneben teilten wir uns die Hütte mit zahlreichen Geckos. Es war faszinierend zu beobachten, wie jede Tierart im Laufe der Evolution ihren eigenen Schutzmechanismus zur Abwehr von Feinden entwickelt hatte. Bei dem Versuch, einer der kleinen Echsen aus der Spüle zu helfen, hielt ich am Ende den Schwanz in der Hand, denn Geckos besitzen die Fähigkeit, ihr Hinterteil bei Gefahr abzuwerfen. Dies zwang sie keinesfalls dazu, danach als schwanzloses Wesen durch die Gegend zu flitzen, denn die Natur hatte sie mit der Gabe ausgestattet, ihre hintere Partie schnell wieder nachwachsen zu lassen. Neben den Geckos verirrten sich alle möglichen Arten von Spinnen in unser Haus. Mit jedem Tag lernte ich mehr, die Gefahren des Dschungels zu relativieren und damit umzugehen. Einmal verkroch sich eine Vogelspinne in ein Regal und ein anderes Mal fiel ein Skorpion aus meiner Jeans, als ich gerade hineinschlüpfen wollte. Zur Panik bestand trotzdem kein Anlass. Wenn auch der Stich eines Skorpions und der Biss einer Vogelspinne extrem schmerzhaft sein konnten, war das Gift dieser Tiere nicht lebensbedrohlich.

Die Vielfalt der Natur in diesem Regenwald war unüberschaubar. Es verging fast kein Tag, an dem mich nicht ein mir bis dahin unbekanntes Lebewesen in Erstaunen versetzte. Bunt

leuchtende Schmetterlinge und nicht weniger farbenfrohe Vögel, Insekten, deren Körper grünen Blättern täuschend ähnlich sahen, türkisfarbene Wanzen, irgendwelches Würmerzeug mit Hunderten von roten Beinen, kleine bunte Pfeilgiftfrösche, deren Gift die indigenen Völker zum Jagen benutzten. Den unglaublichen Artenreichtum empfand ich als fesselnd und spannend zugleich. Mit kindlicher Freude quitierte ich jede neu erspähte Kreatur und fühlte mich dabei in meine ersten Lebensjahre zurückversetzt, als es noch jeden Tag etwas Neues zu entdecken gegeben hatte.

Die Zeit verflog viel zu rasch. Irgendetwas in mir sträubte sich, wie geplant die Koffer zu packen und weiter Richtung Südamerika zu ziehen. Unvermittelt ergriff ein durch und durch verrückter Gedanke Besitz von mir. Die grauenerregende Vorstellung, am Ende unserer Reise erneut in ein von rigorosen Restriktionen gepresstes Dasein zurückzukehren, brachte mich zu der Erwägung, meinem Leben eine komplett andere Richtung zu verleihen. Wobei ich mich von der Idee treiben ließ, einfach in Puerto Viejo Wurzeln zu schlagen. Zuerst wies Julia meinen Vorschlag reflexartig zurück, aber nach einigen Sekunden des Nachdenkens änderte sie ihre Meinung. Wir waren uns bloß nicht darüber im Klaren, wie wir es anstellen sollten, diese Tollheit zu realisieren. Es lebte bereits eine kleine Anzahl an Auswanderern aus allen Teilen der Welt hier, darunter auch ein paar Deutsche. So

schwer durfte es demnach nicht sein, hier etwas auf die Beine zu stellen, glaubte ich in meiner grenzenlosen Naivität. Wir waren so einfältig, wie es nur Greenhorns aus dem Westen sein konnten, die keinerlei Vorstellung davon besaßen, was es bedeutete, sich im Dschungel eines Landes wie Costa Rica etwas aufzubauen. Über ein paar Dinge machten wir uns immerhin Gedanken. Die politische Lage in Costa Rica schien stabil zu sein. Im Vergleich zu den meisten lateinamerikanischen Staaten, die in den 80er- und 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts von Bürgerkriegen oder Diktaturen heimgesucht worden waren, stach Costa Rica seit 1949 als eine Oase der Demokratie inmitten einer Region voller Unruhen heraus. Nach dem costa-ricanischen Bürgerkriegchen 1948 hatte der damalige Präsident das Militär des Landes abgeschafft, was zu einer bis heute andauernden Phase der Stabilität in dem mittelamerikanischen Staat führte. Die erste Hürde für jeden Fremden in einem neuen Land stellte die Aufenthaltsgenehmigung dar. Wir beschlossen, einen Anwalt zu konsultieren, um die Bedingungen für eine Residencia (Aufenthaltslaubnis) in Erfahrung zu bringen. Unsere fehlenden Sprachkenntnisse veranlassten uns dazu, einen Juristen aufzusuchen, der unsere Muttersprache beherrschte. Die Kanzlei in San José präsentierte sich auffallend protzig. Ein schneieker Juristklärte uns über die Bedingungen, die unseren Status legalisieren würden, auf. Die Anforderungen, um eine Residencia zu erlangen, schienen relativ unkompliziert zu sein. Mit einer

gemeinsamen Investition von mindestens 50.000 \$ konnten wir ein Bleiberecht erlangen. Nach dem Termin begannen Zweifel an mir zu nagen. 50.000 \$ waren eine beträchtliche Summe. Ich konnte nicht umhin, das Ganze ein wenig wie ein Vabanquespiel zu sehen, denn was wäre, wenn sie uns trotz der geforderten Investition die Aufenthaltsgenehmigung mit irgendeiner bürokratischen Haarspalterei verweigerten? Zurück in Puerto Viejo fing ich mir irgendein Virus ein. Ich kotzte mir fast die Seele aus dem Leib. Dazu spielte mein Gleichgewichtssinn verrückt, was mir das täuschende Gefühl vermittelte, total betrunken zu sein. Einen Arzt suchte ich in jenen Tagen vergeblich in dieser Abgeschiedenheit. Die Zeit ersetzte mir den Doktor. Nach drei Tagen war ich wieder auf dem Damm. Ich hatte die Krankheitsphase genutzt, um nachzudenken. Mein Entschluss begann sich zu festigen. In meinen Adern schien etwas zu pulsieren, das dem Fremden näher stand als dem Vertrauten. Mit Heimat im ursprünglichen Sinne hatte ich sowieso wenig am Hut. Der Begriff Heimat beinhaltete für mich weniger ein Land, in dem ich das Licht der Welt erblickt hatte, sondern einen Ort, an dem ich mich wohlfühlen konnte und wo ich nicht gezwungen war, mich ständig selbst zu verleugnen. Ich konnte es einfach unmöglich weiter ertragen, das einzige Leben, das ich besaß, mit einer konditionierten Imitation zu verschwenden, ein wie in eine Schablone gezwängtes vorhersehbares Dasein, das sich so prickelnd anfühlte wie eine gehäkelte Klopapierrolle. Die Vorstellung, mich aufs Neue dem

Klammergriff der Bevormundung auszuliefern und unter einer Vielzahl von Leuten zu leben, die sich mit einer schier unbegreiflichen Begeisterung völlig überzogenen Regeln unterwarfen und jeden, der es ihnen nicht nachtat, oberlehrerhaft mit erhobenem Zeigefinger schulmeisterten, sorgte dafür, dass sich mir sämtliche Nackenhaare aufstellten. All das half mir, meine Bedenken zu relativieren und meine Risikobereitschaft auf eine von mir zuvor nicht für möglich gehaltene Höhe zu schrauben. Ich erkannte, eine derartige Chance würde sich mir nie wieder bieten, und wenn ich sie jetzt nicht nutzte, würde sich schwerlich noch einmal eine solch ideale Gelegenheit ergeben, aus dieser monotonen Endlosschleife aus vorgegebenen Zwängen auszubrechen. Eingenebelt von der Sehnsucht nach dem schlichten Glück und der blauäugigen Aussicht auf ein freies, unbeschwertes Leben unter Palmen blendete ich alles Negative aus und ignorierte sämtliche Bedenken. Ich hatte nicht den geringsten Schimmer davon, welch extreme Herausforderung da auf mich zurollen würde. Trotz der Entscheidung, unser Glück in der Fremde zu versuchen, fehlte uns weiter ein Geistesblitz, der uns half, im costa-ricanischen Dschungel Einnahmen zu kreieren. Wir befanden uns zudem in der ärmsten und strukturschwächsten Gegend des Landes. Außer Bananen anzubauen, zu fischen oder irgendetwas im Tourismus zu versuchen, boten sich hier wenige Möglichkeiten, Einkünfte zu generieren. Da weder Julia noch ich dem Fischen etwas abgewinnen konnten und wir genauso wenig von

einem Leben als Bananenbauern träumten, blieb lediglich die Reisebranche, um unser Überleben zu sichern. Bis auf einige Surfer und abenteuerlustige Rucksackreisende verirrt sich nicht viele in diese von der Welt vergessene Gegend. Von den 1,1 Millionen Touristen, die Costa Rica 1997 zählte, verschlug es gerade mal 50.000 an die gesamte Karibikküste. Die Mehrheit der Touristen forderte im Urlaub Komfort, weshalb sie lieber in mit allen Annehmlichkeiten ausgestatteten Strandhotels an der Pazifikküste abstieg. In Puerto Viejo dagegen steckte der Tourismus in Babysocken. Zu jener Zeit wäre es ein Leichtes gewesen, jeden Touristen mit Handschlag zu begrüßen. In Anbetracht dieser Tatsache konnte nur ein Fantast glauben, hier steinreich werden zu können. Das war auch nie unser Bestreben gewesen. Julia und mir genügte ein bescheidenes regelmäßiges Einkommen vollständig. Leider stellte sich uns nach wie vor die nicht ganz leicht zu beantwortende Frage, wie wir es anstellen sollten, hier Einkünfte zu erzielen. Die meisten hier lebenden Expats (Einwanderer) versuchten mehr schlecht als recht, mit der Vermietung von Cabinas zu überleben. Die Vorstellung, gezwungen zu sein, soeben mit dem Bus angekommene Touristen anzubaggern und mich dabei an der Bushaltestelle mit anderen Hoteliers um die wenigen Gäste zu prügeln, ließ uns das Hotelgewerbe umgehend als Möglichkeit des Broterwerbs ad acta legen.

Kapitel 4

Während der Semana Santa von Gründonnerstag bis Ostersonntag fielen die Ticos (Spitzname für die Costa Ricaner) wie ein Heuschreckenschwarm in Puerto Viejo ein. An jeder Ecke bauten Händler Stände auf. Sie offerierten Früchte, gegrillte Maiskolben, billigen Schmuck, Strandtücher und anderen Krimskrams. Das ganze Jahr über sah das karibische Dorf bis auf die vereinzelt Linienbusse so gut wie keinen Verkehr. Während der Osterfeiertage jedoch verwandelte eine nicht enden wollende Autokarawane das Idyll in ein Inferno. Die Blechkisten wirbelten Unmengen an Staub auf und verstopften die Hauptstraße. Dazwischen drängte sich die Urlauber Masse, von der viele mit nichts anderem als Bademode bekleidet waren. Vor allen Cabinas hingen Schilder mit der Aufschrift: „No hay campo!“ (Ausgebucht). Am Strand reihte sich ein Zelt neben das nächste. Ich erblickte Lkw voller Menschen, ausgestattet mit Matratzen, Tischen, Stühlen, Grills und mit Bier vollgestopften Kühlboxen. Die Passagiere auf den Ladeflächen waren komplett autark. Sie benötigten weder eine Unterkunft noch ein Restaurant, um es über die Feiertage zu schaffen. Ich vernahm aus allen Himmelsrichtungen viel zu laute Salsa-Musik aus zahllosen sich überschlagenden Boxen. Das Ley Seca (trockenes Gesetz) untersagte es Läden, Kneipen und Diskotheken, von

Gründonnerstag bis Karsamstag Alkohol zu verkaufen. Ein von der Polizei angebrachtes Klebeband versiegelte sämtliche Kühlschränke, in denen sich zum Verkauf bestimmte Alkoholika befanden. Das Verbot, Bier, Wein und Rum zu veräußern, galt nicht nur an Ostern. Bei Wahlen dauerte die vom Staat verordnete Abstinenz sogar vier Tage. Trotzdem ließen sich die Ticos ihre Fiesta von keinem Gesetz vermiesen. Sie bunkerten bereits vorher einen beträchtlichen Vorrat an alkoholischen Getränken für die Trockenzeit und manch findiger Geschäftsmann verkaufte einfach während der befristeten Prohibition heimlich Bier oder Rum unter dem Ladentisch. Die Tatsache, dass an Ostern mehr Leute als sonst hochgradig alkoholisiert durch die Gegend wankten, führte dieses Gesetz ad absurdum.

Als Ostern überstanden war, überkam mich eine große Erleichterung. Es war wieder Ruhe eingekehrt. Die wilde Menschenhorde hatte ihre hässlichen Spuren hinterlassen. Das Dorf und die Strände glichen nach der Megaparty einem Schlachtfeld. Bierdosen, Plastikflaschen, leere Konservendosen, vollgeschissene Windeln, Zahnbürsten, gebrauchte Kondome und endloser Verpackungsmüll gaben der Natur einen zivilisatorischen Anstrich. Es dauerte drei Wochen, bis freiwillige Räumdienste die Strände und den Ort von allem Unrat befreit hatten. Jetzt schien der Garten Eden wieder intakt.

Nach inzwischen drei Monaten in Costa Rica liefen unsere Touristenvisa aus, was uns dazu zwang, das Land für drei Tage zu verlassen. Julia und ich hielten es wie die meisten anderen Ausländer, die in Puerto Viejo ohne Residencia lebten. Wir reisten in das nahe gelegene Bocas del Toro in Panama. Die erste Etappe unseres Ausflugs bis zur Grenze führte durch nicht enden wollende Bananenplantagen. Die Strecke legten wir im Bus auf einer nicht geteerten Schotterpiste zurück. Es boten sich mir zwei Möglichkeiten: Fenster zu und im eigenen Schweiß zu garen oder Fenster auf und Staub zu schlucken. Ich entschied mich schlussendlich für den Staub.

Die heranwachsenden Bananen auf den Feldern umhüllten zum Schutz blaue Plastiktüten. Es waren die großen Konzerne aus den USA, die hier die Menschen und das Land auspower-ten. Auf ca. 52.000 ha Monokultur wurden in diesem Teil Costa Ricas die gelben Früchte bergeweise produziert. Mir fiel ein, was ich in der Zeitung über einen Skandal gelesen hatte. Vor nicht allzu langer Zeit hatten Hubschrauber oder kleine Flugzeuge die Plantagen mit Pestiziden besprüht, obwohl sich dort Bananeros (Arbeiter auf den Bananenplantagen) aufgehalten hatten. Einige Tausend Bananeros in ganz Mittelamerika litten danach an Impotenz, und falls sie doch noch imstande dazu waren, Nachwuchs zu zeugen, war dieser meist körperlich behindert. Dazu kamen noch unzählige Fälle von Krebs und anderen hässlichen Krankheiten. Die geschädigten Arbeiter

taten sich zusammen und reichten eine Sammelklage ein. Nach einem langen zermürbenden Rechtsstreit speiste das Gericht jeden Erntehelfer mit gerade mal 1.000 \$ Entschädigung ab. Nicht nur die Menschen auf den Plantagen litten unter den Insektiziden, die seit langem in ihren Herstellungsländern verboten waren. Die Pestizide kontaminierten zunehmend Flüsse und Böden und verseuchten das Grundwasser, weswegen viele Dorfbewohner auf dem Trockenen saßen, da es einem Suizid gleichkam, das vergiftete Brunnenwasser zu nutzen.

Unser Bus erreichte die Endstation, Sixaola, am gleichnamigen Fluss gelegen, der gleichzeitig die Trennungslinie zu Panama bildete. Ein elendes, trostloses Nest, ein Ort, der selbst von der Hoffnung vergessen worden war und in dem es bis auf Lebensmittel, Gummistiefel und Macheten nichts zu kaufen gab, und zu sehen noch weniger. Um an den Grenzübergang zu gelangen, mussten wir die Treppen eines Dammes hochsteigen, der bei Hochwasser den Ort bloß unzureichend vor Überschwemmungen schützte. An der Grenzanlage keine Spur von einem Zollbeamten. Ein gewöhnlicher Polizist lungerte unmotiviert in einer Ecke. Er informierte uns darüber, dass die Grenze bis zum Ende der Mittagspause geschlossen sei. Nach einer Stunde des Ausharrens öffnete sich die Tür zu einem karg eingerichteten Büro, in dem ein viel zu schwacher Ventilator verzweifelt gegen die Hitze ankämpfte. Die ersten Erfahrungen mit dem bürokratischen System Costa Ricas sorgten bei uns für

Verblüffung. Ohne Timbres (Wertmarken) lief in diesem Land nichts. Die Zollbeamtin schickte uns zurück ins Dorf. Dort sollten wir die entsprechenden Timbres für unsere Pässe im Supermarkt erstehen. Als wir mit den Marken zurückgekehrt waren, beklebte die Zöllnerin unsere Ausweise mit den Wertzeichen und donnerte anschließend einen Stempel darauf. Jetzt fehlte uns lediglich der Einreisestempel von Panama. Der panamaische Zoll befand sich am gegenüberliegenden Ufer des Flusses. Um dorthin zu gelangen, waren wir gezwungen, über eine 200 m lange und etwa 10 m hohe abenteuerliche Brücke aus Stahl zu balancieren. Wir mussten gehörig aufpassen, wo wir hintraten, denn zwischen den wackligen Holzbalken lauerten riesige Spalten. Da die Brücke gerade ausreichend Platz für den hier verkehrenden Bananenzug bot, gab es drei Ausweichplattformen, auf denen sich die zahlreichen Grenzpendler vor dem herannahenden Zug in Sicherheit bringen konnten. Ein Busfahrer hatte mir erzählt, dass immer wieder Menschen von der Brücke in den Fluss stürzten und dabei sogar schon welche in den Fluten ertrunken waren.

Sobald wir die Flussüberquerung nebst den Einreiseformalitäten in Panama hinter uns gebracht hatten, ging die Reise in einem Kleinbus weiter. Panama wirkte auf mich etwas fortschrittlicher. Die Busse besaßen eine Klimaanlage und die Straßen bedeckte eine durchgehende Teerschicht ohne die Masse an riesigen Schlaglöchern wie in Costa Rica. Die in farbenfrohe

Trachtenkleider gehüllten Frauen des Stammes der Kuna mit in bunte Perlenbänder eingewickelten Unterschenkeln zeugten anders als in Costa Rica vom Bewahren der Kultur der Ureinwohner. Die Häuser unterschieden sich ebenso von denen der Volksgruppe Bri-Bri auf der anderen Seite des Grenzflusses, denen mit verrostetem Wellblech eingedeckte Bretterbuden als Bleibe dienten, während hier in Panama die Eingeborenen zum Bauen ausschließlich das zu verwenden schienen, was der Baumarkt Natur ihnen bot. Die Wände der Häuser bestanden aus Caña Brava (eine Art wildes Zuckerrohr) und die Dächer aus mit Palmblättern geflochtenen Elementen. Statt Fenster und Türen klafften einfach nur verschieden große Öffnungen in den Häusern.

Nach zwei Stunden Fahrt erreichten wir Almirante. Wie zuvor Sixaola lud auch dieser Ort nicht zum Verweilen ein. Wir hielten uns nicht lange auf und tauschten nur rasch das Transportmittel. Das Wassertaxi bot zehn Passagieren Platz. Nach einer Stunde Bootsfahrt über das Karibische Meer erreichten wir die Isla Colón, Verwaltungssitz der Region Bocas del Toro. Die Gegend um das Eiland war von berückender Schönheit. Zahlreiche Inseln in unterschiedlichsten Dimensionen, viele davon mit verwaisten weißen Palmstränden, umgeben von türkisfarbenem Wasser, das aufgrund seiner Klarheit eine Tauchermaske überflüssig machte, um den unerschöpflichen Reichtum an tropischen Fischen beobachten zu können. Zwischen den

Inseln paddelten Kunas in kleinen Einbaumbooten mit ihren selbst geschnitzten Rudern, einige von ihnen fischten. In anderen kleinen Holzbooten sah ich Kinder in Schuluniformen vom Unterricht nach Hause rudern. Ab und an unterbrach ein Motorboot die Ruhe. Es war der ideale Ort, um den Rest der hektischen Welt zu vergessen. Die entspannte Atmosphäre bot uns die Gelegenheit, in Ruhe über eine Erfolg versprechende Geschäftsidee nachzudenken. Uns überfielen Ideen - wir verwarfen Ideen. Meist scheiterten unsere Einfälle nach kurzer Überlegung an der fehlenden Kaufkraft der Rucksackreisenden oder an zu wenig Klientel. Nach der dreitägigen Klausur entschlossen wir letztendlich, Grundbedürfnisse zu bedienen. Julia und ich kamen überein, irgendwo im Dorf ein Restaurant mit einer Bar hochzuziehen, denn gegessen und gesoffen wird schließlich immer. Allerdings brannten wir nicht besonders darauf, selbst das Lokal zu betreiben. Wir wollten es nur bauen und dann versuchen, die Immobilie zu verpachten und von der Miete zu leben. Sollten wir keinen Pächter finden, bestünde weiterhin die Möglichkeit, selbst den Gastronomiebetrieb zu führen. Soweit die Theorie.

Kapitel 5

Voller Tatendrang kehrten wir nach Costa Rica zurück. Um unseren Plan in die Praxis umsetzen zu können, benötigten wir zuallererst Bauland. Die Suche gestaltete sich erheblich komplizierter als gedacht. Nirgends im Ort wies ein Schild auf verkaufswillige Landbesitzer hin. Die einzige Option bestand darin, in detektivischer Kleinarbeit Erkundigungen bei den Einheimischen einzuholen. Monopoly, die Kaderschmiede der Immobilienhaie, hatte mich gelehrt, dass die größte Aussicht auf Gewinn im Kauf der Schlossallee bestand, weshalb ich von Beginn an auf einem Standort für unser Projekt im Zentrum beharrte. Nach einer Bestandsaufnahme schafften es vier Grundstücke in die engere Wahl. Trotz des intensiven Nachfragens war es uns bisher nicht gelungen, die Besitzer ausfindig zu machen. Der Fingerzeig der Bedienung eines Cafés half uns ein Stück weiter. Sie verriet uns, dass auf einer der Parzellen vor nicht allzu langer Zeit ein Haus gestanden habe, das abgerissen worden sei. Über die ehemalige Mieterin brachten wir den Besitzer in Erfahrung. Der Metzger, ein Nicaraguaner oder Nica, wie die Leute hier sagten, war ein klein gewachsener schmieriger Typ. Außer Fleisch bot er auch andere Waren in seinem Laden zum Verkauf an. Seine Artikel zeichnete er nie aus, damit er unbedarfte Fremde mit überhöhten

Preisen über den Tisch ziehen konnte. Er blieb beim Verhandlungsgespräch über das Anwesen seiner Geisteshaltung treu und verlangte das Zweieinhalbfache des Marktwertes. Er kam uns keinen Deut entgegen, woraufhin wir die Idee, sein Land zu kaufen, beerdigten. Bald danach erfuhr ich von einem Rechtsstreit zwischen dem Fleischer und einem Einheimischen. Ich war heilfroh, mit dem Typen nicht einig geworden zu sein. Der Fleischer hatte sein Land verkauft, obwohl er es bereits zuvor an jemand anderen veräußert hatte.

Betrügerische Praktiken wie diese schienen hier Usus zu sein. Immer öfter kamen mir Geschichten dieser Art von Abzocke zu Ohren. Besonders Neuankömmlinge galten als leichte Beute, denn bevor so manch Greenhorn kapierte, wie die Dinge hier liefen, hatten sie ihre ganze Kohle in ein Stück Land investiert, das dem Verkäufer gar nicht gehörte. Danach auf den costa-ricanischen Rechtsstaat zu hoffen, war genauso töricht, wie zu glauben, ein Talisman könnte irgendetwas zum Guten hin verändern. Wir suchten weiter. Roldan, unser Vermieter, riet mir, mit Chino zu sprechen. Wir fanden ihn in seinem Laden. Sowie ich mich bei ihm nach einem Stück Land erkundigt hatte, breitete er vor uns einen Plan aus, auf dem er uns seine Ländereien zeigte. Er besaß enorm viel Grund. Trotzdem war uns das alles viel zu weit ab vom Schuss. Die Musik spielte im Zentrum und die Hoffnung, ein geeignetes Anwesen zu finden,

bekam langsam Risse. Dabei hatte anfangs alles so einfach ausgesehen. Es klafften unzählige Baulücken im Dorf, die geradezu nach Verdichtung schrien, dennoch erwiesen sich unsere seit Wochen andauernden Bemühungen, geeignetes Bauland zu finden, als vergebens. Entweder der Besitzer wollte nicht verkaufen oder er war unerreichbar, weil er sich irgendwo im Ausland aufhielt. Zu allem Überfluss machte uns jetzt auch noch ein Immobilienspekulant aus San José Konkurrenz. Guzman versuchte, jedes Grundstück in guter Lage zu erwerben. Er hatte sich gerade erst zwei Filet-Grundstücke geschnappt. Jemand steckte uns, Dennis besitze einiges an Land. Ihm gehörte eine am Strand gelegene Diskothek, die seinen Namen trug. Über dem Tanzlokal befand sich zudem ein Restaurant im Obergeschoss. Ich erkundigte mich beim Barkeeper nach seinem Chef.

„Er ist nicht da“, bekam ich zur Antwort. Julia und ich orderten ein Bier und beobachteten das Geschehen. Am Strand saßen oder lagen die Leute uneitel im Sand, dabei ein Bier oder einen Joint immer in Reichweite. Aus den Boxen dröhnte etwas übersteuert Reggae. Auf der Tanzfläche herrschte reger Betrieb, besonders wenn der DJ ein Stück von Bob Marley auflegte. Tanzen schien hier eine ganz andere Bedeutung zu haben. Die Einheimischen bewegten sich nicht allein nach dem Rhythmus der Musik. Es glich eher einem erotischen Vorspiel, wenn die Paare ihre Leiber lustvoll aneinander rieben. Diese

Art zu tanzen war nicht zu erlernen, da es sich dabei um mehr als Schrittfolgen handelte. Die Bewegungen steuerte nicht der Kopf, sie kamen aus dem Unterleib und generierten auf diese Weise einen Tanz voller lasziver Sinnlichkeit.

Der DJ fuhr den Lautstärkereglern herunter und knipste das Licht an. 02:30 Uhr, Zeit, nach Hause zu gehen. Tags darauf starteten wir abermals einen Versuch. Sonntags öffnete die Stranddisko bereits mittags. Die Beschreibung, die wir von dem Besitzer der Disko hatten, passte auf den Schwarzen mit Schlapphut, der gerade aus einem Auto stieg. Ich fragte ihn, ob er Dennis sei.

„Ja, der bin ich. Was kann ich für dich tun?“, entgegnete er mir. Julia und ich stellten uns vor und erklärten ihm unser Anliegen. Mit den Worten, er komme gleich wieder, verschwand er. Wir nahmen an der Bar Platz und warteten und warteten. Nach einer halben Stunde erschien er mit seinem Neffen Rodrigo. Dieser latschte mit uns quer durchs Dorf und zeigte uns die Grundstücke seines Onkels. Das Erste war zu sumpfig, zu klein und zu abgelegen. Danach schlenderten wir auf der Hauptstraße Richtung Zentrum. Ich war gespannt, was wir als Nächstes zu sehen bekommen würden. Bei dem heruntergekommenen Gebäude handelte es sich um die Cabina „Dennis“. Diese Immobilie löste bei uns genauso wenig Euphorie aus wie die vorherige. Mein Optimismus, doch noch ein brauchbares Stück Land zu finden, tendierte langsam gegen null. Auf dem

Weg zum letzten Objekt erwartete ich den nächsten Flop. Ich war bereits in Gedanken dabei, meine Koffer zu packen, als wir völlig unerwartet vor dem Grundstück standen, auf das wir schon lange ein Auge geworfen hatten. Nur war es uns nicht gelungen, den Besitzer in Erfahrung zu bringen. Freudige Erregung packte mich. Wir mühten uns seit Wochen, Bauland zu finden, und jetzt standen wir auf einmal vor einem Grundstück in bester Lage, wenn nicht sogar die beste, und der Besitzer schien sogar willig zu sein, es zu verkaufen. Plötzlich war ich so aufgeregt wie bei meinem ersten Date. Bei unserer Rückkehr trafen wir Dennis essend an. Um ihn nicht zu stören, setzten Julia und ich uns an die Bar, wo wir auf ihn warteten. Nachdem er seinen Hunger gestillt hatte, bat er uns an seinen Tisch. Wir unterhielten uns über alles Mögliche, außer über das, weshalb wir eigentlich hier waren. Scheinbar versuchte er, zuerst herauszufinden, mit wem er es hier zu tun hatte. Irgendetwas an ihm vermittelte mir das Gefühl, dass dieser Mann es nicht mochte, gedrängt zu werden. Ich vermied deshalb tunlichst, ihn auf das Grundstück anzusprechen. Unverhofft kam Bewegung in die Angelegenheit. Nach fast einer Stunde Small Talk bat er mich, ihn zu begleiten. Wir entfernten uns ein paar Schritte vom Tisch. Ich nahm an, er würde mir jetzt einen Preis nennen, aber alles, was er sagte, war: „Kommt in drei Stunden wieder. Ich muss nachdenken.“ Ich empfand sein Verhalten als ein wenig eigenartig. Um mir das zu sagen, hätte er nicht so geheimnisvoll

tun müssen. Ungeachtet dessen taten wir ihm den Gefallen und kehrten 180 Minuten später zurück. Wir nahmen am selben Plastiktisch wie zuvor Platz. Dieses Mal kam Dennis ohne große Umschweife auf den Punkt. Allerdings nicht so, wie ich es erwartet hatte. Anstatt uns einen Preis zu nennen, fragte er uns, wie viel wir ihm für das Land bieten wollten. Nicht nur Dennis hatte sich in den letzten drei Stunden den Kopf über den Verkaufspreis zerbrochen. Julia und ich hatten die Zeit gleichermaßen genutzt, um über den Marktwert zu diskutieren. Damals lagen im Ort die Kosten für einen Quadratmeter bei ca. 20 \$. Aufgrund der guten Lage legten wir noch 5 \$ pro Quadratmeter darauf, was bei 800 m² einem Betrag von 20.000 \$ entsprach. Wir rechneten außerdem eine zukünftige Wertsteigerung mit ein und kamen zu dem Schluss, unter keinen Umständen mehr als 35.000 \$ zu berappen. Mit dem Hintergedanken, ein wenig Verhandlungsspielraum zu haben, bot ich ihm zum Einstieg 24.000 \$. Die Zahl ließ bei unserem Verhandlungspartner ein breites Lächeln über das Gesicht huschen. Als wäre es ein schlechter Scherz, wies er unser Gebot zurück und schleuderte uns den astronomischen Betrag von 50.000 \$ entgegen. Wir konnten und wollten unsere Enttäuschung nicht verbergen. Scheiße! 50 Riesen konnten wir unmöglich stemmen. Seine überhöhte Forderung katapultierte unsere Zukunftsvision inmitten eines Sumpfes, wo sie zu versinken drohte. In des besann sich Julia auf ihre Waffen als Frau. In zuckersüßer

Manier, charmierend wie es einzig das weibliche Geschlecht vermag, versuchte sie, seinen Preis zu drücken. Wenngleich sie es nicht schaffte, die von ihm geforderte Summe zu reduzieren, so gelang es ihr wenigstens, unser Gegenüber dazu zu bewegen, das Gespräch am folgenden Tag fortzusetzen. Obwohl das Thema Grundstück für heute erledigt war, saßen wir mit ihm weiter zusammen und becherten dabei einiges weg. Am nächsten Abend standen wir aufs Neue bei Dennis auf der Matte. Wir machten mit ihm dort weiter, wo wir in der Nacht zuvor aufgehört hatten: beim Saufen. Unser Gastgeber schüttete einen etwas sonderbaren Cocktail, gemixt aus Johnnie Walker und Milch, in sich hinein. Mit jedem Glas erfuhren wir mehr über ihn. Er hatte eine Zeit lang mit seiner US-amerikanischen Frau und seinen drei Kindern in den USA gelebt, doch auf Dauer, beschied er mir, war das Leben im Land der Gringos für jemanden wie ihn nicht das Richtige. „Für mich genauso wenig“, versicherte ich ihm lachend. Nach einer fünfstündigen feuchtfröhlichen Konversation schafften wir es schließlich, den Preis für das Grundstück auf 40.000 \$ herunterzuziehen. Das war ein schöner Nachlass, lag aber immer noch 5.000 \$ über unserem eigentlichen Limit. Unser Angebot von 35.000 \$ wies er vehement zurück, und er weigerte sich, auch nur einen Cent mehr nachzulassen. Wir beließen es vorerst dabei und wankten nach Hause. Das Erwachen am nächsten Morgen war nicht nur phrasologisch zum Kotzen. Nachdem die Tortur des Katers etwas

an Intensität eingebüßt hatte und sich der Nebel in meinem Gehirn zu lichten begann, begab ich mich auf die Suche nach einem Telefon. Es war an der Zeit, sich um die Finanzen zu kümmern. Bis auf einen Bausparvertrag waren meine Ersparnisse in Aktien investiert, deren momentaner Wert mir so wenig bekannt war wie die nächsten Lottozahlen. Internetbanking existierte zu jener Zeit nicht. Wenigstens beinhaltete der Service meiner Bank Telefonbanking. Zur Auswahl standen mir die englische Telefonzelle beim Chino und ein Apparat im ATEC (einer Organisation zur Förderung des lokalen Tourismus). Darüber hinaus bot das Hotel Maritza eine Gelegenheit, zu telefonieren. Ich entschloss mich für das Hotel. Abgesehen von den hämmernden Kopfschmerzen musste heute mein Glückstag sein, denn es standen vor mir lediglich drei Personen an, die Kontakt zur Außenwelt suchten. Als ich den Hörer schließlich am Ohr hielt, beeinträchtigte ein störendes Knacken die Verbindung, und obwohl ich die Stimme des Bankers am anderen Ende der Leitung extrem leise vernahm, schaffte ich, mich irgendwie mit ihm zu verständigen. Die letzten Zweifel waren ausgeräumt. Es war definitiv mein Glückstag. Die Nintendo-Aktien hatten in den letzten Monaten gegen den allgemeinen Trend 50 % an Wert zugelegt. Sofort beauftragte ich das Finanzinstitut, die Hälfte meiner Wertpapiere zu verkaufen. Ein Teil des Aktiengewinns ging sogleich für die horrende Telefonrechnung drauf.

Kapitel 6

Dennis lud Julia und mich zu einem Fest auf seine Finca (Farm) ein. Pünktlich wie vereinbart erschienen wir um 12:00 Uhr mittags bei ihm. Unser Gastgeber ließ uns eine Stunde warten. Danach fuhren wir mit seinem Pick-up Richtung Süden. Sobald der Ort hinter uns lag, erschlug die Natur uns mit seiner sagenhaften Mannigfaltigkeit. Die Straße führte an spektakulären menschenleeren weißen Korallenstränden, vollgepackt mit Palmen und westindischen Mandelbäumen, entlang. Unverhofft wurde ich Zeuge, wie ein Pelikan sich aus 20 m Höhe kopfüber ins Meer stürzte. Umherliegendes Treibholz in allen möglichen Formen und Größen gab der Playa etwas Unaufgeräumtes und damit Natürliches. Auf der anderen Seite der Straße bot sich ein gänzlich anderes Bild. Eine dichte undurchdringbare Vegetation bestach mit Grüntönen in sämtlichen erdenkbaren Nuancen. Ich begann zu verstehen, warum sich ein Naturvolk im Amazonas in seiner Sprache 26 verschiedener Ausdrücke für ‚Grün‘ bediente. In dem wilden Dickicht aus Pflanzen und Bäumen tummelten sich Leguane, Brüllaffen, Faultiere, Schlangen, Gürteltiere, Jaguar, Opossums, Stinktiere, allerlei exotische Vögel und Insekten. Es wirkte nahezu unanständig, mit welcher Üppigkeit diese Region der Welt belohnt wurde. Die 500.000

verschiedenen Arten an Flora und Fauna sorgten dafür, dass Costa Rica in Bezug auf Biodiversität unter den Top 20 aller Länder dieser Erde lag. Die gesamte Fahrt über trafen wir auf kein anderes motorisiertes Fahrzeug. Hier und da zeugten vereinzelte Hütten von menschlicher Präsenz, aber eigentlich war diese Gegend spärlich besiedelt. Wir passierten einen ausgezehrten Reiter auf einem klapprigen Gaul sowie einen in Gummistiefeln schlüpfenden Einheimischen indigener Herkunft, in dessen Hand eine Machete baumelte. Nach 15 Minuten erreichten wir die aus vielleicht einem Dutzend Gebäuden bestehende Playa Chiquita. Dennis bog irgendwo links ab und dann befanden wir uns auf seiner malerischen Finca, wo eine Art Wochenendhaus stand.

Das nicht allzu große karibische Gebäude aus Holz bot alles, was man brauchte, Meerblick inklusive. Dahinter grasten vereinzelt Rinder. Schweine suhlten sich im Schlamm. Dennis zeigte uns nicht ohne Stolz seine sieben Arten von Limonenbäumen, deren Geschmacksrichtungen von sauer bis süß reichten. Nach der Besichtigung des Anwesens führen wir weiter nach Punta Uva, wo sein Bruder ein kleines Restaurant betrieb. Dennis orderte eine Flasche Tequila für sich, und obwohl Julia und ich heftig protestierten, eine Flasche Rum für uns. Leichtsinngerweise hatten wir an diesem Morgen das Haus so nüchtern verlassen wie jemand vor einer Magenspiegelung und ich

verspürte so viel Lust auf das Trinken von Rum wie ein Eunuche auf Sex. Meine Einwände blieben ungehört. Julia und mir blieb keine andere Wahl, als uns das Hochprozentige hineinzukippen. Nach zwei Stunden befand sich in unserer 0,7 l Flasche Rum nichts weiter als Leere und in Dennis Tequilaflasche noch ca. ein Drittel der ursprünglichen Menge. Als Dennis zum Aufbruch blies, machte sich die Wirkung des Alkohols schlagartig bemerkbar. Der Ausflug mit seinem Wagen führte uns weiter nach Manzanillo. Hier endete die Straße. Wir befanden uns im letzten Dorf der Gegend auf costa-ricanischem Staatsgebiet. Panama war nicht weit, jedoch gab es keine Straße, über die man in das Nachbarland hätte gelangen können. Insgeheim kam es mir so vor, am Ende der Welt gelandet zu sein. Im verschlafenen Manzanillo drängte unser trinkfreudiger Tourguide geradewegs in die Dorfkneipe. Er zeigte kein Erbarmen. Meinen Wunsch, Bier statt Rum zu konsumieren, erteilte Dennis eine rüde Abfuhr. Seine gnadenlose Attitüde erweckte fast den Anschein, als wollte er uns unter den Tisch saufen. Ich gehörte nicht zu den Freunden der harten Sachen, und obwohl für uns unter normalen Umständen nicht der Hauch einer Chance bestand, aus diesem Wettkampf mit einem trainierten Trinker wie ihm als Sieger hervorzugehen, nahmen Julia und ich die Herausforderung widerstrebend an. In der Bedrängnis kam mir die Idee einer unsportlichen Finesse. Ich vereinbarte mit Julia, den Zuckerrohrschnaps einfach im Mund zu behalten und ihn

anschließend auf der Toilette zu entsorgen. Auf diese Weise entledigte ich mich vier Gläser Rums. Zusätzlich überwand ich mich dazu, den Finger in meinen Hals zu stecken. Das Erbrechen verhalf mir, fast wieder vollständig nüchtern zu werden. Julia tanzte unterdessen in der leeren Kneipe mit Dennis. Inzwischen war die Sonne am Horizont verschwunden und Dunkelheit hatte sich über den Strand, das Meer und den Dschungel gelegt. Die Finsternis erinnerte Dennis daran, dass es an der Zeit war, aufzubrechen. Er war ziemlich wackelig auf seinen Beinen. Bei der Menge Rum und Tequila, die er intus hatte, überraschte das nicht. Ich wäre bei dem Quantum wegen einer Alkoholvergiftung reif zum Magenauspumpen gewesen. Er scheute sich nicht davor, in diesem Zustand zu fahren. Im Schneckentempo kroch er zurück zu seiner Finca, wo eigentlich die Party hatte stattfinden sollen. Es erwarteten uns sogar ein paar Leute, die Dennis eingeladen hatte. Julia und ich hatten den ganzen Tag über keinen Bissen zu uns genommen. Endlich gab es etwas zu futtern. Auf einer Feuerstelle stand ein riesiger Topf, in dem eine Art Suppe köchelte. Dennis verriet uns, was da im Kessel vor sich hin brodelte. Rondón hieß das Gericht aus Fisch, Yuca und Malanga, ein Knollengewächs, dessen Geschmack mich ein wenig an Kartoffeln erinnerte. Kochbananen, Chilischoten und Kokosmilch vervollkommneten den karibischen Eintopf. Die erste Nahrung des Tages schmeckte nicht nur wegen des riesigen Hungers fabelhaft.

Das Fest war von kurzer Dauer. Die Sauferei des Tages forderte seinen Tribut. Unser Gastgeber schleppte sich gleich nach dem Essen ins Haus. Zuvor organisierte er für uns eine Mitfahrgelegenheit mit einem der Gäste zurück ins Dorf.

Wir ließen nicht locker. Am nächsten Abend standen wir erneut bei Dennis vor der Tür. Er schien etwas angeschlagen zu sein, denn er trank auffällig wenig an diesem Abend. Nach der Dosis an Alkohol, die er sich tags zuvor hineingeschüttet hatte, überraschte das nicht. Trotz seines Katers saßen wir bis 03:00 Uhr morgens mit ihm zusammen am Strand seines Clubs. Wir starteten nochmals einen Versuch, den Preis für das Grundstück zu drücken, doch er blieb hart wie ein Stück Eisen. Bevor wir uns verabschiedeten, meinte er dennoch, wir sollten morgen bei ihm vorbeischaun. Mir wurde die Sauferei langsam zu viel. Ich verspürte wenig Lust, weiterhin jeden Abend mit unserem karibischen Freund zu bechern. Andererseits schmeckte mir die Alternative viel weniger. Aufzugeben hätte bedeutet, früher oder später zurück in die Ödnis aus Bevormundung und Penetranz zu müssen. Somit schleppte ich mich weiter zu unserem trinkfreudigen Amigo. Sein Hauptwohnsitz befand sich direkt neben seinem Lokal. King, sein Rottweiler, begrüßte uns mit lautem Bel-len. Links vor Dennis' Hauseingang befand sich ein rechteckiges, ca. 1,5 m hoch gemauertes Becken, in dem sich dieser ver-rückte Typ zwei Krokodile hielt. Der Reptilienfreund begrüßte uns am Gartentor. Beim Hineingehen erzählte er uns, die Mauer

sei nicht hoch genug, weshalb die beiden Raubtiere des Öffern ausbüxen würden. In seinem Wohnzimmer machten wir, was wir die Tage zuvor schon getan hatten. Wir konsumierten alkoholische Getränke, genauer gesagt Whisky. Es herrschte ein reges Kommen und Gehen. Ein Cousin schaute kurz vorbei. Sein Neffe und dessen US-amerikanische Freundin leisteten uns zeitweilig Gesellschaft. Personal fragte nach Kleingeld. Im Laufe des Abends erschien Dennis' Flamme, die er Tiger nannte. Irgendwann begann der Tiger, seine Krallen auszufahren. Sie machte Stress. Ich verstand ihr Spanisch nicht, aber scheinbar war der Anlass des Disputes die späte Stunde. Meine Uhr zeigte 02:00 morgens. Wir nahmen den Zank zum Anlass, aufzubrechen. Bevor wir uns verabschiedeten, lud uns Dennis für den nächsten Tag zum Essen ein. Den ganzen Abend über hatte sich wegen der vielen Leute keine Gelegenheit ergeben, über Geschäftliches zu sprechen. Es musste endlich eine Entscheidung her. Am darauffolgenden Abend trafen wir Dennis in seiner Disko. Wir setzten uns zu ihm an den Tisch. Unverblümt brachte ich das Gespräch auf den Grundstückspreis. Er zeigte auf einmal Nerven. Fluchtartig stand er auf und begann unruhig, Gläser wegzuräumen. Dabei hatte ich ihn zuvor niemals irgendetwas arbeiten sehen, geschweige denn Gläser abzuräumen. Nach einer Weile setzte er sich wieder zu uns an den Tisch. Ich überließ es nun Julia, das letzte Gefecht mit ihrer Weiblichkeit zu führen. Während sie ihn bezirzte, verzog ich mich auf die Toilette,

obgleich ich nicht den geringsten Harndrang verspürte. Ich ließ mir reichlich Zeit auf dem stillen Örtchen und bei meiner Rückkehr hatte es meine Freundin tatsächlich geschafft, den geforderten Betrag auf 37.500 \$ zu drücken. Obwohl dies nach wie vor ein klein wenig über unserem zu Anfang gesetzten Limit lag und der Betrag in jener Zeit einen Rekordverkaufspreis darstellte, durchströmte mich ein triumphales Gefühl. Ganz anders Dennis. Er wirkte angefressen. Seine Miene zeigte mir deutlich, dass er ursprünglich vorhatte, keinen Cent mehr nachzulassen.

Bevor der Deal über die Bühne gehen konnte, galt es, zu überprüfen, ob das Grundstück wirklich ihm gehörte. Dazu benötigten wir eine Kopie des Katasterplans von unserem Freund. Wir trafen Dennis am nächsten Abend an seiner Bar Whisky schlürfend. Sobald ich ihn um eine Blaupause des Plans gebeten hatte, forderte er uns auf, ihm in sein Haus zu folgen. Dort durchwühlte er unzählige Plastiktüten voller Dokumente. Nach einer Stunde der Mühe verließ ihn die Lust, sich weiter durch das Papierchaos zu wühlen. Er vertröstete uns auf mañana (morgen), und tatsächlich, als wir am Morgen danach bei ihm auftauchten, empfing er uns mit dem Plan in der Hand. Dennis sah schlecht aus. Der Schweiß schoss aus seinen Poren und sein Gesicht wirkte für einen Afro-Costa-Ricaner ungewöhnlich bleich. Er holte sich aus dem Kühlschrank eine Flasche, in dessen Flüssigkeit Holzstückchen schwammen. Davon genehmigte er sich ein Glas. Neugierig erkundigte ich mich, was er denn da getrunken

habe. Das sei Hombre Grande (großer Mann) und sei gut für den Magen und die Verdauung, bekam ich zur Antwort. Er reichte mir ein Glas zum Probieren. Das Zeug aus der Dschungelapotheke schmeckte bitterer als eine Steuernachzahlung. Tags darauf begab ich mich ins Hotel Maritza, wo etliche Personen darauf warteten, telefonieren zu können. Es zog sich zwei Stunden hin, bis ich schließlich den Telefonhörer in den Händen hielt. Bei meiner Bank erkundigte ich mich über die Formalitäten, die für eine Überweisung ins Ausland erforderlich waren. Eine Sachbearbeiterin erklärte mir etwas verunsichert die Vorgehensweise. Bei so einem hohen Betrag sei es unabdingbar, irgendein Formular für irgendein Ministerium auszufüllen. Ansonsten stehe im Prinzip einem Geldtransfer nach Costa Rica über das Telefonbanking nichts im Wege. Bevor ich jedoch eine Überweisung veranlassen konnte, bedurfte es eines Kontos bei einem costa-ricanischen Geldinstitut.

Dennis riet uns dazu, bei einer staatlichen Bank ein Konto zu eröffnen. Dank der Haftung des Staates sei es sicherer als das einer Privatbank. Ein Skandal, der gerade das Land erschütterte, schien ihm recht zu geben. Vor Kurzem war die private Banco Anglo pleitegegangen. Zwei Brüder venezolanischer Herkunft, die der costa-ricanischen Privatbank vorgestanden hatten, hatten sich zusammen mit ein paar Politikern ruchlos am Geld der Kunden bedient und dadurch das Geldinstitut in den Bankrott getrieben. Ihre guten Beziehungen in die Politik

und ein löchriger Rechtsstaat verhalfen dem Brüderpaar, nach ein paar Monaten aus der Untersuchungshaft entlassen zu werden, was sie ohne Umschweife dazu nutzten, sich Richtung Venezuela abzusetzen. Da es in Costa Rica keinen Einlagensicherungsfonds gab, verloren sämtliche Sparer ihr Vermögen.

Ich machte mich mit Julia auf den Weg nach San José. Das Eröffnen eines Kontos erwies sich als relativ unkompliziert. Von der Bank brachte uns ein Taxi zu unserem Anwalt. Ich übergab ihm den Grundstücksplan und bat ihn, zu prüfen, ob mit dem Land alles in Ordnung war. Unser Rechtsbeistand teilte uns mit, er würde dafür weitere Unterlagen benötigen. Danach setzte er uns fast vor die Türe. Wir waren eben nur kleine Fische, aber solange wir des Spanischen nicht mächtig waren, blieb uns keine andere Wahl, als uns mit dem arroganten Nobelanwalt abzumühen. Zurück in Puerto Viejo verharrte ich erneut in einer Schlange Kommunikationssuchender. Nach einer Stunde Anstehen bekam ich schließlich jemanden von meiner Bank an die Strippe. Im Anschluss an den Austausch meiner Kundendaten schaffte ich es problemlos, ohne irgendein Formular ausfüllen zu müssen, die Überweisung nach Costa Rica in die Wege zu leiten. Irrigerweise wähnte ich mich in dem Glauben, damit sei die letzte Hürde genommen. Abends besuchten wir Dennis. Er wirkte extrem gestresst. Wir begannen, mit ihm an der Bar seiner Disko zu bechern, aber der Alkohol half mitnichten, ihn in eine bessere Stimmung zu